

Prof. Dr. Monika Schmitz-Emans

Das Problem Sprache Poesie und Sprachreflexion

Kurseinheit 2:
Maeterlinck - Musil - Kafka - Ball

Fakultät für
**Kultur- und
Sozialwissen-
schaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhaltsverzeichnis zu Kurseinheit 2

8	Die Verurteilung der Worte zugunsten des Schweigens: Maurice Maeterlincks Essays über die Grenzen der Sprache	5
8.1	Mystik und Sprachreflexion: Eine Vorbemerkung	5
8.2	Mystische Motive bei Maeterlinck	6
8.3	Die Überlegenheit des Schweigens über die Rede	8
8.4	Der Wahrheitswert des Schweigens	9
8.5	Die Spannung zwischen Rede und Schweigen	11
8.6	Das „Reich der Seele“	11
8.7	Die Wahrhaftigkeit schlechter Sprache	14
8.8	Das Motiv der „anderen Sprache“ und der wortlosen Kommunikation	16
8.9	Das poetische Wort und seine Rechtfertigung	18
8.10	Zusammenfassung	20

Leseaufgabe 13

9	Zwischen Begriff und Gleichnis: Zur Sprachreflexion Robert Musils, insbesondere im <i>Törleß</i>	21
9.1	Voraussetzungen – ein Rückblick	21
9.2	Musils Interesse an den Grenzen der Sprache	22
9.3	Das Wort als Instrument der Ordnung	23
9.4	Sprachbedingte Suggestionen und Täuschungen	25
9.5	Literatur und „Unsagbares“	27
9.6	<i>Die Verwirrungen des Zöglings Törleß</i> als Reflexion über Sprache und Unsagbares	29
9.7	Die zwei Seiten der Wirklichkeit	31
9.8	Das „Nichtratioide“ als Herausforderung	34
9.9	Sprachliche Umkreisungen	35
9.10	Die Eigenschaften poetischer Rede	37
9.11	Das Konzept poetischer „Umschreibung“	39
9.12	Der doppelte Boden der Wörter	39
9.13	Ironische Distanzierungen vom Unsagbarkeitstopos	42
9.14	Zusammenfassung	44

Leseaufgabe 14

10	Das Schreiben als Rettung und Fluch: Franz Kafka und die Sprache	45
10.1	Eine Vorbemerkung: Über das Interesse der Literatur am Schreiben	45
10.2	Die Individualisierung des Blickwinkels	47
10.3	Die Macht der Gleichnisse und Metaphern	47
10.4	Doppelbödige Reflexionen	50
10.5	Das „Gefühl des Falschen“ beim Schreiben	52
10.6	Die Bedrohung durch das Wort	53
10.7	Die Frage nach der Mittelbarkeit des Wahren	56
10.8	Probleme der Verständigung	57
10.9	Die Einheit von Schreiben und Leben	59
10.10	Zweideutige Klagen über das Wort	62
10.11	Schreiben als Existenzform	64
10.12	Verdinglichte Sprache	65
10.13	Die Spannung zwischen Sprachzweifeln und Vertrauen ins Wort	67
10.14	Zusammenfassung	72
	<i>Leseaufgabe 15</i>	
11	Die Suche nach einer neuen Sprache: Hugo Balls Lautdichtungen und ihr spekulatives Fundament	74
11.1	Voraussetzungen: Die Idee einer Paradiesessprache	74
11.2	Die „Entdeckung“ des Lautgedichts	75
11.3	Das Lautgedicht im Kontext	76
11.4	Der Dichter als Sprachbegeisterter	77
11.5	Der Topos einer „neuen“ und „anderen“ Sprache	79
11.6	Das Lautgedicht und die Alltagssprache	81
11.7	Zur Vorgeschichte der Ballschen Lautdichtung	82
11.8	Balls Reflexionen über Sprache und Poesie	84
11.9	Die Utopie einer „Neuen Sprache“	86
11.10	Imaginäre Eigenschaften der „Neuen Sprache“	88
11.11	Fazit: Ball als Sprachutopist	94
11.12	Nachbemerkung: Das Lautgedicht als Metapher	96
11.13	Zusammenfassung	97
	<i>Leseaufgaben 16 und 17</i>	
	<i>Übungsaufgabe C</i>	
	Lösungshilfe zur Übungsaufgabe C	99

8 Die Verurteilung der Worte zugunsten des Schweigens: Maurice Maeterlincks Essays über die Grenzen der Sprache

Maurice MAETERLINCK, 1862 in Gent geboren, ist ein wichtiger Vertreter des Symbolismus. Er wurde vor allem als Lyriker und Dramatiker, aber auch als Essayist bekannt und erhielt 1911 den Nobelpreis für Literatur. Maeterlinck starb 1949 in Orlamonde bei Nizza.

8.1 Mystik und Sprachreflexion: Eine Vorbemerkung

Ein Kernstück mystischer Erfahrungen und Spekulationen ist stets das Ungenügen an der Sprache, das Bewußtsein von der Unzulänglichkeit aller Wörter gegenüber dem eigenen Ausdruckswillen gewesen. Die Topik von der Unsagbarkeit des Eigentlichen gehört zum selbstverständlichen Fundus einschlägiger Denk- und Redemuster. Es ist nicht übertrieben zu sagen, daß dort, wo von einem „Unsagbaren“ die Rede ist, ein erstes signalartiges Indiz dafür vorliegt, daß es dem Sprechenden um eine mystische Erfahrung gehen könnte. Mystiker der verschiedensten Epochen haben aber ferner versucht, auf die Unzulänglichkeit der Sprache zu reagieren. Oft bedienen sie sich dabei sprachimmanenter Mittel (wie ja auch die Entwicklung einer Unsagbarkeitstopik ein sprachlicher Vorgang ist), und dies kann immerhin zur Erweiterung der sprachlichen Möglichkeiten führen, wenn diese das Ausdrucksbedürfnis des Mystikers selbst auch nie zufriedenstellen werden.

Zu jenen Taktiken, sich sprachlich dem Unsagbaren immerhin zu nähern, gehört *erstens* die Suche nach neuen Ausdrucksformen: Charakteristisch für den Sprachgebrauch des Mystikers ist also oft die Abweichung von der Sprachnorm, zumeist im Vokabular, seltener auch auf struktureller Ebene. Hier besteht natürlich eine Affinität zum literarischen Sprachgebrauch, der sich zumindest in der Moderne ja oft explizit als „abweichend“ von der Konvention versteht. Hinzu kommen ungewöhnliche Superlative, wie die des Angelus SILESIUS, der von der „Übergottheit“, der „Überwesenheit“, dem „Übernichts“ spricht.

„Literarisch“ ist auch die *zweite* Strategie des Mystikers: die Verwendung andeutender, mittelbarer und vieldeutiger Ausdrucksformen, komplexer Symbole, polyvalenter Metaphern und Gleichnisse etwa. Antithesen und Paradoxa spielen ebenfalls eine große Rolle.

Drittens wird, und wiederum liegt die Erinnerung an poetische Texte nahe, das Schweigen in die Rede des Mystikers miteinbezogen, sei es durch seine explizite Nennung als Grenzwert der Rede, sei es, daß der Text auf durchsichtige Weise etwas „verschweigt“, sei es durch Abbrechen oder Unterbrechen des sprachlichen Kontextes.

Wichtig ist *viertens* die Verwendung negativer Ausdrucksmittel, zu denen etwa die *Un-Sagbarkeitstopik* gehört; das Unsagbare wird evoziert durch Aussagen darüber, was es *nicht* ist, und so mag es via negationis immerhin eine Kontur erhalten.

Fünftens ist die Rede des Mystikers oft durch einen effektbetonten Zug charakterisiert, der in absichtsvollem Gegensatz zum begrifflich-bestimmenden Sprachgebrauch steht. Die Sprache soll nicht feststellen – geht es ihr doch um etwas Unfeststellbares –, sondern in ihrer „Lebendigkeit“ und Ausdruckskraft einen begrifflich nicht explizierbaren Eindruck von der Lebendigkeit mystischer Erfahrung evozieren.

Sechstens wäre auf solche Ausdrucksmittel zu verweisen, welche auf ihre eigene Mittelbarkeit indirekt hindeuten; so spielen Zitate bei den Mystikern eine wichtige Rolle, weil sie indizieren, daß hier in Ermangelung authentischer Ausdrucksmöglichkeiten fremde Worte verwendet werden („fremd“ in mehr als einem Sinn, nämlich von anderen geborgt und der benannten Sache „fremd“).

Insgesamt ist mystischer Sprachgebrauch oftmals durch einen sprachschöpferisch-innovativen Zug charakterisiert, und dies macht sie wiederum zum interessanten Modell für die Dichtung – zumal in der Moderne. Wie in der Mystik ist auch in der Dichtung oftmals das Bewußtsein prägend, sich des eigentlich Gemeinten mit Worten bei aller Anstrengung doch nicht vergewissern zu können und somit vom Scheitern stets zumindest bedroht zu sein. Nur tastend, näherungsweise und gleichsam im Dunkeln erfolgt die sprachliche Annäherung an das, worum es eigentlich geht. Unvollkommen bleiben die Resultate – gemessen an der Hypertrophie des selbstgestellten Anspruchs, der Wahrheit zur sprachlichen Erscheinung zu verhelfen. Aus dem Ungenügen an den eigenen Ausdrucksmöglichkeiten resultiert die Energie, mit der die gegebenen Mittel immer wieder um neue erweitert werden. Als (imaginäre) Kontrastfolie der jeweils verwendeten Sprache fungiert oftmals eine ersehnte „bessere“ und „wahrere“ Sprache, die in einer weit zurückliegenden Vorzeit oder in der Zukunft lokalisiert wird. Der *Chandosbrief* weist viele Züge mystischen Umgangs mit dem Wort auf. Übrigens erscheint die Feststellung von der Unaussagbarkeit des Eigentlichen insofern ambivalent, als auch eine Gefahr in der sprachlichen Mitteilung des Göttlichen läge – würde es dadurch doch profaniert und im schlechten Sinne „verraten“. Unsagbarkeitstopoi haben insofern stets auch eine protektive Funktion, nicht zuletzt, wenn sie die Unsagbarkeit inneren, seelischen Erlebens konstatieren.

8.2 Mystische Motive bei Maeterlinck

Eine explizite Anknüpfung an mystisches Denken prägt das Werk des belgischen Schriftstellers Maurice Maeterlinck, der unter anderem eine Reihe von Essays verfaßt hat, welche zu seiner Zeit intensiv rezipiert wurden. 1896 erscheint die Essay-

sammlung *Le trésor des humbles* (dt.: *Der Schatz der Armen*).¹ Vor allem mit diesem Buch, aber auch mit späteren Schriften, hat Maeterlinck erheblichen Einfluß auf die literarische Avantgarde seiner Zeit genommen, weshalb eine ausführliche Berücksichtigung naheliegt. Zu den wichtigsten Literaten, die sich mit dem *Schatz* auseinandersetzen, gehören Hermann BAHR, HOFMANNSTHAL, Heinrich MANN, MUSIL und RILKE. Das Interesse der Leser galt vor allem Maeterlincks Konzeption des „Unbewußten“. Dieses gilt ihm als unerkennbar, als unaßliche Rückseite des Bewußtseins. Der Mensch führt ein Doppelleben, gespalten in ein Verstandes- und ein Seelenwesen. Das Leben des letzteren ist noch „tiefer“ und wahrer als der Bereich der bewußten Gefühle und der Gedanken. In jedem Menschen gibt es also ein Unbekanntes, und der Dualismus zwischen ihm und dem, was man wissen kann, ist unüberwindbar. Wer das „äußere“ und oberflächliche Leben geringschätzt, ihm gar – etwa als Sterbender – fernrückt, wird dem wahren, dem seelischen „Leben“ am ehesten gerecht.

Der Schatz der Armen bezeugt wie der *Chandosbrief* nicht zuletzt ein Bewußtsein von der Fragwürdigkeit aller Worte, der Oberflächlichkeit jeglicher Rede. In den Spuren PLOTINS beschwört Maeterlinck eine intuitive, also begriffsferne Erkenntnis, die den Menschen plötzlich und unvorbereitet ereile, wenn er sie nur schweigend erwartet habe (TH 49). Seine Schriften sprechen in immer neuen, tastenden Ansätzen von einem geheimen Seelenleben, das sich jenseits alles Denkens und bewußten Handelns, zumal aber jenseits der Worte abspielt. Als etwas Unbegreifliches, im unzugänglichen Inneren des Menschen Beschlossenes ist es dazu angetan, das Bewußtsein tief zu beunruhigen und zu verstören. Wie bei Lord Chandos ruht diese Diagnose auf dem Fundament einer metaphysischen Voraussetzung – nämlich der eines universalen Zusammenhangs aller Dinge, einer Verflechtung zumal von Innerem und Äußerem. Für Maeterlinck steht die einzelne Seele in einer Korrespondenz zum ganzen Universum. In jedem Menschen lebt etwas Geheimnisvolles, das sich nicht begreifen läßt.² Entschieden also verbindet sich hier die Sprachthematik mit der des Unbewußten: Letzteres kann nicht adäquat in Worte übersetzt werden. Gegenüber dem wahren mystischen Leben der Menschen und Dinge erscheinen alle Bücher wie „tote Mysterien [...], deren Horizont sich nicht mehr erneuert“ (TH 50). Angesichts der mystischen Einsichten, um welche es Maeterlinck geht, scheidet „jede Erklärung an ihrem eigenen Ausdruck“ (TH 55).

¹ Schon wenige Jahre nach dem französischen Original erschien die erste deutsche Ausgabe. Im folgenden wird wie hier nach der Ausgabe Maurice Maeterlinck: *Der Schatz der Armen*. Jena 1925 (= TH) zitiert.

Auszüge aus dem französischen Band, nämlich den Essay über das Schweigen (*Silence*) finden sich im Materialienband (L22).

² „Nicht nur im Himmel und auf Erden, sondern vor allem *in uns* gibt es mehr Dinge, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt, und sobald wir nicht mehr gezwungen werden, das Geheimnisvolle, das in uns lebt, in Formeln zu zwingen, sind wir tiefer als alles, was je geschrieben wurde, und größer als alles, was besteht.“ (TH 55)

8.3 Die Überlegenheit des Schweigens über die Rede

Der *Schatz* wird eingeleitet durch einen Aufsatz über *Das Schweigen*, ein – übrigens nicht nur durchaus wortreiches, sondern auch rhetorisch ausgefülltes – Lob des Schweigens. Dieser Text illustriert exemplarisch, daß es zweierlei ist, das Schweigen zu schätzen oder – einfach zu schweigen. Das Schweigen wird förmlich beschworen: als das „Element, in dem sich die großen Dinge bilden, um zuletzt vollkommen und majestätisch emporzutauchen an das Licht des Lebens, das sie beherrschen sollen“ (TH 3). Und der Verfasser erinnert daran, daß sich große Menschen oft durch ihre Schweigsamkeit auszeichneten.

Komplementär zum Lob des Schweigens kritisiert Maeterlinck das Wort – nicht bestimmte Sprechweisen oder Sprachgebräuche, sondern Sprache schlechthin. Diese gilt einmal mehr als falsch, ja sogar als tödlich.

Das Wort ist nur zu oft, nicht wie der Franzose sagt, die Kunst, die Gedanken zu verbergen, sondern die Kunst, sie aufzuheben und zu ersticken, so daß gar nichts zu verbergen bleibt. (TH 3)

Das Wort erscheint in jeder Hinsicht unzulänglich. Erstens wird es dem Transzendenten nicht gerecht:

Das Wort gehört der Zeit, das Schweigen der Ewigkeit an. (TH 3)

Als Verständigungsmedium zwischen den Menschen ist das Wort zweitens ebenfalls völlig ungenügend, denn das eigentlich Ausdrückenswerte auch auf der Ebene des sozialen Miteinanders liegt für Maeterlinck im Bereich des seelischen Erlebens. Doch eben dieses Erleben wird von keiner begrifflichen Bestimmung erfaßt. Wo man es in Worte kleidet, da bleiben diese äußerlich – wie nachträglich angeheftete Etiketten.

Man glaube nur ja nicht, daß Worte den wirklichen Mitteilungen zwischen zwei Wesen dienen. Die Lippen oder die Zunge können die Seele nur darstellen, wie zum Beispiel eine Ziffer oder eine Katalognummer ein Bild von Memling darstellt; aber sobald wir uns wirklich etwas zu sagen haben, müssen wir schweigen; und wenn wir in solchen Augenblicken den unsichtbaren und dringenden Geboten des Schweigens widerstehen, so haben wir einen ewigen Verlust erlitten, den die größten Schätze menschlicher Weisheit uns nie werden ersetzen können, denn wir haben die Gelegenheit versäumt, einer anderen Seele zu lauschen und der unseren einen Augenblick des Lebens zu schenken (TH 3f.).

Das Schweigen besitzt für Maeterlinck demnach durchaus einen positiven Ausdruckswert. Es gibt eine „Sprache“ des Schweigens, und diese macht Innerseelisches vernehmbar. Bei „sich“ und bei einem Gegenüber ist man allenfalls als Schweigender. Mehr noch: Das innerseelische Leben als das einzig Wirkliche sucht

sich im Schweigen nicht bloß seinen notwendigen Ausdruck, es *ist selbst* dieses Schweigen.

Das wahre Leben, das einzige, das eine Spur hinterläßt, besteht nur aus Schweigen. (TH 4)

Was hier mit Schweigen gemeint ist, wäre von bloßer Nicht-Rede durchaus zu unterscheiden. Maeterlinck selbst ist daran gelegen, dieses positive Schweigen, das er auch als „tätige“ nennt, gegen ein „untätiges“ abzusetzen, „das nur der Reflex des Schlafes, des Todes oder des Nichtseins ist“ (TH 5). Die Signifikanz des wahren Schweigens bewirkt, daß die Menschen ihm Respekt, ja oft Furcht entgegenbringen; es kann, zumal als gemeinsames Schweigen, zur Belastung werden, und nur mit demjenigen kann und mag man schweigen, dem man nahesteht. Allenfalls in wenigen gehobenen Lebensmomenten läßt man die Herrschaft des ‘positiven’ Schweigens zu, denn dieses erinnert an alles, was der Mensch nicht begreift und beherrscht. Um den Bereich zu umschreiben, den das Schweigen nach seiner Überzeugung erschließt, bedient sich Maeterlinck bildhafter Wendungen, spricht von solchen „Tiefen der Seele, [...] wo die Engel wohnen“, von den „Tiefen des inneren Schönheits- oder Schreckensmeeres“ (TH 4, 6), von einem „*Gebiet der Offenbarung*“ und „*des starken, beständigen Lichts*“ (TH 8). Mit einem räumlichen Bild gesprochen, gibt es ein Reich des Schweigens, von dem der Mensch umschlossen ist; Maeterlinck identifiziert es mit der „*Grundlage unseres unbewußten Lebens*“, nennt es den Wächter am „Tor des Abgrunds“ (TH 7). Um sich diesem Reich zu öffnen, muß man schweigen, und die Seele lebt auf, wenn kein Wort fällt. Die Seele dessen, der nicht schweigen kann, hat kein „Antlitz“ (TH 8). Besonders akzentuiert wird die Bedeutung des gemeinsamen Schweigens: Er erscheint als intimste Kommunikation und als gemeinsame Erhebung in eine andere Wirklichkeitsdimension.

Sobald die Lippen schlafen, erwachen die Seelen und begeben sich an die Arbeit; denn das Schweigen ist jenes an Überraschungen, Gefahren und Glückreiche Element, in dem sich die Seelen frei besitzen. Wollt ihr euch jemandem wahrhaft hingeben, so schweigt; und wenn ihr euch fürchtet, mit ihm zu schweigen, so flieht ihn (TH 8).

8.4 Der Wahrheitswert des Schweigens

In direkter Umkehrung gewöhnlicher Auffassungen erklärt Maeterlinck alle Worte für gleichartig, jedes Schweigen jedoch für etwas Besonderes (TH 9). Es gibt gleichsam mehrere Formen oder Valeurs des Schweigens: Maeterlinck unterscheidet das des Todes, des Schmerzes und des Schicksals, welches dem Menschen nicht angehöre, von dem der Liebe als dem „beredetsten“ Gefühlsausdruck. Nicht Wörter, sondern die Wortlosigkeit schafft und bekräftigt das Einvernehmen zwischen den Menschen, wobei nichtsprachliche mimische Ausdrucksmittel wie ein

unbewußtes Lächeln das Schweigen effektiv begleiten können. Vor aller verbalen Verständigung steht schon ein Einvernehmen, das wortlos und bewußtlos bleibt und doch als Fundament aller Gemeinschaft gelten muß. Die Differenz zu NIETZSCHE liegt auf der Hand: Während dieser alle Wirklichkeit als Produkt von Auslegungen begreift und „Wahrheit“ als zweckdienliche kollektive Fiktion denunziert, glaubt Maeterlinck an eine absolute Wahrheit. Er ist Metaphysiker – anders als Nietzsche; für ihn gibt es einen letzten, wenngleich sprachlosen „Grund“, zu dem das Schweigen und das Unbewußte einen Zugang eröffnen. Auch und gerade zwischen den Individuen gibt es eine Wahrheit; diese drückt sich wiederum nur wortlos aus. Um zu begründen, wie sich dem Menschen das erschließt, was doch jenseits aller positiven Beschreibung liegen soll, unterstellt Maeterlinck einen „Instinkt“ für die „übermenschlichen Wahrheiten“, der allen Menschen gemeinsam sei und ihnen zugleich eine Ahnung von der (oft sogar beklemmenden) Ausdruckskraft des Schweigens vermittele. Maeterlinck ist sich der Paradoxie seiner sprachlichen Ausführungen über eine nichtsprachliche Wahrheit durchaus selbst bewußt; seinen eigenen Prämissen nach dürfte – je nach Prädisposition seines Lesers – all sein literarisch-essayistisches Bemühen vergebens oder überflüssig sein. Er baut aber offenbar darauf, daß seine Worte immerhin Hinweisfunktion haben können – warum sollte er sonst zum Leser sprechen?

Und auf dem Gebiete, wo wir sind, fühlen gerade die, welche am tiefsten zu sprechen wissen, am besten, daß Worte nie die wirklichen und eigenartigen Bewegungen ausdrücken, die es zwischen zwei Wesen gibt. Wenn ich euch jetzt von den ernstesten Dingen, von Liebe, Tod und Schicksal spreche, so erreiche ich Liebe, Tod und Schicksal nicht, und trotz meines heißen Bemühens wird zwischen uns immer eine unausgesprochene Wahrheit bleiben, die auszusprechen man nicht einmal beabsichtigt, und dennoch hat allein diese Wahrheit, die nicht zu Worte kam, einen Augenblick zwischen uns gelebt, und wir haben an nichts anderes denken können. Diese Wahrheit ist unsere Wahrheit über Tod, Schicksal und Liebe; und nur im Schweigen konnten wir sie ahnen. (TH 10)

Der Stil dieses Essays (und der anderen aus dem *Schatz der Armen*) korrespondiert in gewisser Hinsicht den hier vermittelten Einwänden gegen den Wahrheitswert des Wortes: Statt logisch-diskursiv sein Thema abzuhandeln – wenn man jene sprachlose „Wahrheit“ des Schweigens so nennen möchte –, statt jeweils gezielt auf den Punkt zu kommen, umkreist Maeterlinck dieses Thema, seine Aussagen rekapitulierend und variiierend. Der Leser soll offenbar nicht durch Logik überzeugt oder überredet, sondern eingestimmt werden, soll in sich selbst die „Wahrheit“ entdecken, um die es geht. Daher haben die Texte eher Appell- als Informationscharakter.